

Nr. 123. Bromberg, den 2. Juni 1929.

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun.

(3. Fortsetzung.) ———

„Sie sind Künstler, deshalb wende ich mich an Sie. Sie haben Beziehungen zum Tageblatt."

„Schön", sagte Peter Hinz, „einer Dame, die unsere Bücher kennt, sind wir immer geneigt. Schön, Ihr Mut, meine Gnädigste, soll belohnt werden. Ich werde Ihnen den kleinen Artikel schreiben." Und er begann sie auszufragen über Personenzahl, Tierbestand, Darbietungen und alles, was ihn interessierte — oder den Redakteur des Tageblattes. „Wollen Sie das Manuskriptchen nachher bei mir abholen lassen?"

Sie nickte. „Ich werde selber kommen", sagte sie. „Die Leute sind heute alle beschäftigt. Außerdem ist Reklame mein — Ressort. Wir haben Arbeitsteilung, müssen Sie wissen, jeder ist am Gewinn des Unternehmens beteiligt."

„Schön", sagte er abermals, „also um 7 Uhr, wenn es Ihnen recht ist."

„Danke, Herr Doktor."

Im Hause angelangt, setzte er sich sofort an die Maschine und schrieb den Artikel. Dann faltete er das Blatt und legte es zurecht, fügte ein paar Zeilen an den Redakteur bei.

Im Nebenzimmer hatte Centa Basler den Tisch gedeckt. Er sah auf die Uhr. Es war ja bereits 6 Uhr vorüber. „Centa", rief er, „ich mag noch nicht essen." Aber Centa war nicht da. Aus dem Nachbargarten klang gedämpftes Kichern zweier Frauenstimmen. Er ging in das Zimmer zurück. Da stand erkaltend die Kanne mit Tee, das Ei im Becher fühlte sich schon kühl an. Und plötzlich packte ihn der Ärger. Er befand sich in einem jener unglücklichen Seelenzustände, darin sich alle Kleinigkeiten plötzlich zu riesigen Gespenstern auswachsen, die Haß und Zorn über uns ausschütten. Auch Enttäuschung. Dieser Nachmittag stand wieder vor ihm. Die Versammlung; Luzy ihr Entweichen mit diesem Doktor Stein; der Hut im See; die kalten Speisen und Getränke. — Ich zerspringe, fühlte er; ein Wort, ein Ton, eine Gebärde, die den Nerv noch einmal trifft, und es geschieht eine Explosion!

Da klingelte es.

Peter Hinz wartete. Dann gellte die Klingel ein zweites Mal. Er fuhr mit einem Fluch empor. Drei Viertel auf sieben! Wo war Centa? Vom Tisch nahm er die Schreibmaschinenblätter; das war gewiß die Rita Ritelli, die ihren Brief holen wollte.

Als er öffnete, stand vor ihm der Briefträger. „Sie waren am Nachmittag nicht anwesend, Herr Hinz; ich bringe Geld."

„Geld?"

„500 Mark."

Fünf neue bunte Scheine. — Peter Hinz saß vor seinem Schreibtisch und starrte die Bilderbogen an. Dann erst las er den Brief seines Verlags, daß sein Roman gefalle und man ihm auf sein Verlangen sofort diese Anzahlung sende. Der Rest folge. — Peter Hinz saß und hielt den Brief. Das Geld lag da, eine breite, bunte Fläche, auf der die Worte tanzten.

Was ist mir, dachte er, was erstaunt mich so, als wäre es mein erstes Honorar? Aber er war nicht aufgelegt, Psychologie zu treiben. 500 Mark bar in der Hand . . . und die Zahl saß magisch im Hirn, rollte sich mit ihren Nullen, füllte am Ende alle Windungen aus. 500 — 500 — —

Dröhnend ging nebenan der Gongschlag einer Wanduhr durch den Raum. ½8 Uhr. — Vor dem Fenster stand die Dämmerung und drängte hinein.

In dieser Stunde geschah es. —

Peter Hinz richtete sich auf. Ihm war, als trete jemand in das Zimmer und flüsterte ihm etwas zu. Ein Stichwort, einen Befehl. — Er wollte sich umdrehen, angerührt vom Schreck einer Überraschung, die aus ihm selbst kam . . . aber da saß ein Stich mitten in seinem Herzen, ein tiefer, schmerzhafter Stich. Bebend noch griff er die Geldscheine, wollte sie bergen, aber der Griff gelang nicht mehr. Rot flutet es über seine Augen, rotes, pulsendes Blut schoß ins Gehirn. Ein Gelächter gellte auf, dann ward es still. —

Schleichende Schritte im Raum. Das Geld knisterte. Geduckt, immer scheu nach der Tür horchend, hantierte ein Mensch. —

Vor dem Fenster versank die Dämmerung, warf ihren grauen Schleier ab, stand da ohne Hülle, reckte sich voll aller Geheimnisse — schwarze Nacht.

IV.

Als Centa Basler am nächsten Morgen zur gewohnten Stunde ihren Doktor Hinz wecken wollte, blieb ihr Pochen an der Schlafzimmertür ohne Antwort. Sie sah sich nicht veranlaßt, diese Tür als eine Grenze zu respektieren, deren Linienführung in diesem Hause sowieso nur lose schien. Sie öffnete und wollte gelassen eintreten, den Schläfer wachrütteln, aber sie blieb an der Tür stehen. Peter Hinz' Bett lag in unberührter Weiße. Ein Schreck fuhr ihr sofort in die Glieder, daß sie zitternd die Tür wieder zuzog. Es war gewiß nicht das erstemal, daß ihr Herr unerwartet aus dem Hause blieb — pflegte er nicht nach jedem Streit planlos in die Weltgeschichte hinauszuirren? — aber eine ganze Nacht und heimlich, das schien denn doch auffallend und eine Ausnahme. Als sie ihn auch im Schreibzimmer nicht fand, eingeschlafen über einer Arbeit, wie sie gehofft hatte, vermochte sie vollends das unruhige Pochen ihres Herzens nicht zu überhören. Da war irgend etwas passiert! Sie dachte nicht gerade an Selbstmord; sie dachte eigentlich überhaupt nichts Erkennbares. Ihre Gedanken flatterten durcheinander wie aufgescheuchte Tauben, unklar, warum sie eigentlich flatterten.

Sie trug den Morgenkaffee wieder hinaus. Mochte er gewärmten trinken, wenn er nachher ankam. Kriegerisch, schon einer neuen Stimmung verfallen, lärmte sie Kanne und Tassen aneinander. Das würde sie sich denn doch verbitten, derartige Überraschungen schätzte sie nicht.

Aber es wurde Mittag, und Centa kam nicht dazu, sich etwas zu verbitten. Peter Hinz blieb verschwunden.

Sie versuchte zu überlegen, da fiel ihr schreckhaft der Mann mit dem Sack ein. Was war das gewesen? Was schleppte man aus dem Hause gestern abend? Sie hätte doch gestern sich um die Sache kümmern sollen! Plötzlich mußte sie sich auf den Küchenstuhl hinsetzen. Das Kartoffelmesser sank ihr geradezu aus der Hand. „Mord!" rief einer, „Mord, Centa!" — Wer rief? Kein Mensch war außer ihr in der Küche.

Unsinn! verteidigte sich sofort ihr gesunder Menschenverstand. Vielleicht hat er Altpapier verkauft; der Papierkorb war voll. Aber sie sah das Bild: den Kerl in der Dämmerung, gebeugt unter einer Last, geduckt wie ein Verbrecher, der Beute wegschleppt. —

Jesses Maria und Joseph! Wenn ihr Herr in dem Sack war!

Sie stürmte, resolut, wie sie war, im Augenblick zum Handeln entschlossen, noch einmal in das Schlafzimmer. Da war alles ordentlich und am gewohnten Platz. Mitten auf

dem Schreibtisch lag der gestern gekommene Brief. Der Löscher hielt ihn fest. Sie trat an das Fenster, es stand offen. Das sollte nicht sein über Nacht, aber er mochte vergessen haben, es zu schließen. Da sah sie im Garten, im Tulpenbeet die Verwüstung. Ein Mensch, jedenfalls ein plumper Körper, mußte mitten hineingestampft sein. Die Blumen waren geknickt, zertreten zum Teil, und da — sie vermochte es vom Fenster aus zu erkennen — da war auf der weißlackierten Gartentür Blut; eine blutige Spur, verwischt zwar, aber doch als Blut erkennbar.

Da entschloß sie sich — es war mittlerweile 3 Uhr geworden, und das Blut am Gartengitter blieb, ward nicht zum Spuk, so oft sie auch nachschaute und sich über die Stirn wischte — da entschloß sie sich, dem Amtsrichter von diesem Verschwinden Mitteilung zu machen. —

Herr Amtsrichter Schwepp war außerordentlich schlechter Laune. Nicht allein, daß eine nachträgliche, den vollen Vormittag in Anspruch nehmende Aufrechnung der gestrigen Kosten ergab, daß der Bürgermeister Gonschorek statt der Hälfte nur etwa ein Drittel der Sektzeche beglichen hatte, nicht allein also des Geldes wegen ärgerte ihn dieser verflossene Abend, auch sonst schien ihm irgend etwas gegen den Strich gegangen zu sein. Es ist eine uralte Tragik, daß bei zwei Bewerbern um nur eine Dame einer dieser Bewerber am Schlusse überflüssig ist. Vielleicht war diese Tatsache ihm neuerlich Erkenntnis geworden, vielleicht waren es völlig andere Motive, an denen seine Mißstimmung sich entfachte, er sah böse aus hinter seiner Goldbrille, und seine Begrüßung blieb kaum mehr als ein Knurren.

„Nehmen Sie Platz, Fräulein Basler. Was gibt es?"

„Herr Amtsrichter" — Centa war außer Atem vom Treppensteigen, von der Wichtigkeit ihrer Meldung — „Doktor Peter Hinz ist verschwunden!"

„Was heißt das?"

„Das weiß ich eben auch nicht."

Er fuhr hoch. „Seit wann?" lenkte er ein.

„Ich habe ihn gestern abend zuletzt gesehen."

„Wann?"

„Als der Briefträger kam. Er öffnete ihm selber; ich stand im Nebenhaus im Garten mit Frau Semmler und sah es. Es war so gegen 7 Uhr."

Der Amtsrichter tat eine unwillige Handbewegung. „Wenn Herr Hinz morgens einmal nicht in seinem Bett liegt, muß er doch nicht verschwunden sein!"

„Das muß er denn wohl doch!" forderte sie streitbar in gutem Recht.

„Für Sie. Nicht für uns!"

„Und wenn der Garten zertrampelt ist, wenn das Gitter voll Blutspritzer sitzt, wenn gestern Abend ein Kerl, den ich leider nicht beachtete, einen schweren Sack aus dem Hause trug — dann auch nicht?"

Der Amtsrichter sprang auf. „Was sagen Sie!"

„Na sehen Sie! Blut muß erst fließen, sonst ist es nichts für die Herren vom Gericht."

„Reden Sie doch keinen Unsinn. Ich bin in zehn Minuten dort. Rühren Sie nichts an; jede Kleinigkeit kann von Wichtigkeit sein."

Centa nickte. Hier war nichts mehr zu sagen — sie hatte ihre Pflicht getan. Sie schritt hinaus, schon wieder dabei, diese sachte Trauer, die noch kein rechtes Ziel wußte, zu kultivieren. So ein guter Herr und in einem Sack weggeschleppt! Es war ja gewiß traurig, aber auch außerordentlich spannend. Sie verschloß sich keiner der beiden Empfindungen.

Sofort sandte Amtsrichter Schwepp einen Boten hinüber zum Bürgermeister und ließ von dem Vorfall Mitteilung machen, erbat zugleich des Bürgermeisters Begleitung.

Der erschien; krebsrot mit entzündeten Augen. „Hach", machte er, „wo warst du denn gestern abend plötzlich geblieben?"

Schwepp putzte seine Brille. „Du Stachel!" sagte er nur; aber für einen Menschenkenner lag in diesem lächelnden Abtun die Schwingung von Neid, schon dünn gestrichen von der Selbstgerechtigkeit des gefestigten Bürgers.

„Die Rita suchte dich auch noch . . ."

Aber Amtsrichter Schwepp reagierte nicht.

Nebeneinander wandten sie sich und schritten hinaus. Auf der Straße ward von der Angelegenheit Rita kein Wort mehr erwähnt.

Er erzählt nicht, dachte Schwepp. Gut, behalte deine Episode für dich, Duckmäuser!

Er fragt nicht, dachte Gonschorek, ich werde mich hüten, zu erkunden, wer der letzte bei der süßen Rita war. Und er streifte den Amtsrichter mit nicht gerade freundlichem Seitenblick. War ihm nicht, als habe er den Freund umkehren sehen, kaum daß sie sich am Marktplatz weinfroh voneinander verabschiedet hatten? —

„Hm", machte der Amtsrichter, als sie im Garten des Peter Hinz standen, „offensichtlich ist jemand aus dem Fenster gesprungen und in die Tulpen geraten. Der Mann hat geblutet, er hat beim Öffnen der Gittertür die weißen Latten hier beschmutzt und auch Blut an ihnen verloren."

„Es kann auch der Sack, gesetzt den Fall, er enthielt eine Leiche, Blut durchgelassen haben," meinte der Bürgermeister.

„Kann er. Wird er aber nicht getan haben. Du siehst hier im Zimmer keine Spur eines Kampfes. Der Mörder — sagen wir, es sei ein Mann gewesen — ist von hinten an sein Opfer herangetreten und hat ihm die Kehle zugedrückt."

„Ein Schlag mit dem Briefbeschwerer kann dieselben Dienste geleistet haben. Wieviel Geld war gestern gekommen, Fräulein Basler?"

„500 Mark, Herr Bürgermeister, wenn ich nicht irre."

„Und die sind verschwunden?"

„Sie lagen auf dem Tisch, als ich das letztemal dieses Zimmer betrat."

„Wo war da der Doktor Hinz, also der Herr Hinz?"

Centa bekam plötzlich einen Weinanfall. „Er saß, wie ich es Ihnen sagte, Herr Amtsrichter; er hat sich gar nicht umgeschaut, als ich eintrat. Er schien böse mit mir."

„Gehen Sie hinaus," befahl der Amtsrichter, „Sie stören." Er hatte Kopfschmerzen. Ihr Geheul störte ihn wirklich. — „Siehst du", sagte er, „meine Theorie gewinnt an Wahrscheinlichkeit. Schutzmann" — er winkte einem der beiden am Haus postierten Beamten — „kommen Sie doch einmal herein. — So. Setzen Sie sich auf diesen Stuhl." Der Amtsrichter schlich zur Tür. „Hören Sie die Tür gehen?" fragte er.

Sie lief lautlos in den Angeln. „Nein", sagte der Beamte.

Der Amtsrichter schloß sie. „Du siehst," sagte er, „Gummisohlen jetzt noch, und ich überrasche den Schutzmann, wie gestern der Doktor Hinz überrascht wurde. — Wir werden natürlich den Schreibtisch durchsuchen, ob sich das Geld findet. Aber sei versichert, Lieber, es handelt sich um Raubmord. — Centa!" rief er hinaus, „was für ein Sack war das?"

„Ich weiß nicht, Herr Amtsrichter, eben ein Sack, den einer auf den Buckel nimmt."

Der Amtsrichter war sich klar. „Der Fremde hat die Leiche in einen Sack gesteckt und hat sie mit sich geschleppt. Wohin?"

„Du fragst zuviel. Das wird man feststellen. Vergraben? Nein! In das Wasser also. Das nächste Wasser, eine Viertelstunde entfernt, der Nonnensee."

„Er wird nicht eine Viertelstunde laufen, um seine Last loszuwerden."

„Wenn es sein Weg sowieso war?"

„Vielleicht. Er kann Helfershelfer gehabt haben. Gewiß hat er solche gehabt!"

„Du vermutest schon?"

„Laß mich, ich werde es finden. Schutzmann Schulze, dieses Zimmer wird nicht betreten. Im Garten werden die Fußspuren aufgenommen. Doktor Lindemann soll sich sofort einfinden und die Blutspuren untersuchen, ob es sich um Menschenblut handelt."

„Jawoll, Herr Amtsrichter."

„Und nun wollen wir die Papiere durchsehen, den Schreibtisch öffnen und nach dem Geld suchen. Aber es wird zwecklos sein."

„Weißt du," sagte Amtsrichter Schwepp, als er mit dem Bürgermeister allein war, „ich möchte den Fall selbst bearbeiten. Ich werde den Inspektor Klinkhammer von der Kriminalpolizei veranlassen, zunächst keine Hilfe aus Berlin kommen zu lassen. Ich bitte um deine Meinung."

„Gewiß," sagte Bürgermeister Gonschorek. „Was nützt uns so ein findiger Berliner Assessor, der auch nichts findet." Er saß in seinem Stuhl und transpirierte. „So eine Geschichte nach dieser Geschichte gestern, das sind Sachen . . ." Er wußte nichts von der Absonderlichkeit seines Satzes.

Der Amtsrichter trat dicht an ihn heran. „Ich habe nämlich meinen Plan," sagte er. „Es scheint mir vollkommen ausgeschlossen, daß ein Fremder von den 500 Mark gewußt haben kann. Das wußte nur die Basler. Niemand hat diesen Mann mit dem Sack gesehen. Nur die Centa Basler! Ist das nicht ideal, eine Nacht, einen ganzen Morgen Zeit zu haben, Spuren zu verwischen. Kann das nicht zu solcher Tat Einflüsterung sein!"

„Du denkst zu weit. Nur weil sie Gelegenheit hatte, soll sie . . ."

„Nur! Die Geschichte der Verbrechen lehrt das!"

„Warum ließ sie das Blut an der Tür im Garten, die Spuren im Tulpenbeet?"

„Bluff! Taubenblut, Katzenblut. Mit Absicht zertrampelte Tulpen. Roman alles. Kein Mann mit einem Sack. S i e hat den Toten weggeschleppt, verscharrt oder in den See geworfen. Ich wollte das vorhin nicht anordnen; ich

fürchtete, sie horche. Der See wird abgefischt; die Umgebung hier genau nach frischen Grabungen untersucht. Morgen haben wir die Leiche. Aber die Centa soll nichts ahnen. Ich will sie auch nicht verhaften lassen. In Freiheit verrät sie sich vielleicht."

„Vielleicht gesteht sie!"

„Topp!" rief der Amtsrichter, „das will ich versuchen. — Centa Basler!"

Centa war in der Nähe. Der Amtsrichter warf dem Bürgermeister einen Blick des Einverständnisses zu. Sie versuchte also zu horchen!

„Setzen Sie sich," sagte er. „Wollen Sie sich zu einem Geständnis bequemen? Es kann Ihre Lage nur erleichtern. Es wird uns bestimmt veranlassen, milder über die Tat zu denken. — Bleiben Sie sitzen, reden Sie . . ."

„Aber, Herr Amtsrichter, Sie denken doch nicht, daß ich — diesen guten Herrn! — Nein, nein!"

Der Amtsrichter zog die Brauen an. „Mit dem guten Herrn", sagte er psöttisch, „das Verhältnis dürfte neu sein. Bisher wurden uns — und nicht erst seit heute — Gespräche, man muß wohl sagen Streite übermittelt, die alles andere vermuten lassen, als daß Sie von Ihrem Herri im Tone besonderer Wertschätzung gesprochen haben."

„Das ist nicht wahr. Er war nervös, wir haben uns häufig gestritten; aber boshaft war er nicht."

„Er vielleicht nicht," meinte der Bürgermeister vielsagend.

Aber an Centa prallte Ironie ab. „Ich auch nicht", erklärte sie. „Ich habe mich rechtschaffen über ihn geärgert, aber umgebracht hätte ich deswegen nicht einmal eine Katze."

„Und Sie wollen also nicht gestehen, daß Ihnen da gestern im Zorn eine Faust ausgerutscht ist, ein schwerer Gegenstand, der gerade zur Hand war . . ."

„Aber nein! Hören Sie auf von so gräßlichen Sachen!"

„. . . die Finger krumm gemacht um eine Gurgel? Blind vor Wut? Das sind mildernde Umstände, kein Mensch wird deswegen Jhrei Tod fordern. Greifen Sie zu, Centa Basler, ich biete Ihnen eine Gelegenheit, die nie wiederkehrt!" Er ward ordentlich bittend, er warnte sie, wie eine Mutter ihr Kind; pries seine Güte, versprach Nachsicht — nur gestehen solle sie.

Sie weinte leise vor sich hin. Diesen Tränenfluß unterbrach nur manchmal ein feuchtes Luftaufziehen durch die Nase oder ein Kopfschütteln. Sie war verstockt bis in die Seele.

Er ward ungeduldig. „Nun denn," rief er„ dann sagen Sie wenigstens, wo die Leiche ist!"

Das war ein Überraschungscoup, aber auch der verfing nicht bei dieser blöden Persoi, die ihr Glück mit Füßen trat. Sie brüllte nur einmal laut auf. Das war ihre Antwort.

An der Marktecke, wie gestern nacht, trennten sich die beiden Stadthäupter. Schwepp stieg die zwei Treppen seiner Wohnung hinan.

Frau Sidi begrüßte ihn kühl, doch geziemend.

Er warf ihr hin „Der Schriftsteller Hinz ist heute nacht verschwunden; vermutlich Mord, Raubmord!"

Sie riß die Augen auf. „Ich bitte dich! Das ist ja grauenvoll! Wer soll denn das getan haben? Er war doch — wie man so sagt — ein ordentlicher, auch guter Mensch!"

Er zuckte die Achseln und trat in sein Zimmer. „Es ging wohl auch nicht um die Person, sondern um lumpige 600 Mark. Weißt du, wen ich in Verdacht habe?"

„Wen?"

„Die Haushälterin, diese Centa Basler!"

„Wie schrecklich!" sagte Sidi. „Dabei ging das Gerücht, sie sei seine Geliebte — zuweilen."

Er lächelte mokant. „Zuweilen", wiederholte er, „ist glänzend gesagt . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die „Premiere".

Von Alfred Brie.

„Er ist da! Er ist heute zur Probe gekommen!"

Neugierig eilten die Schauspieler und Schauspielerinnen auf die Bühne und lugten hinüber zu der dunklen Loge, aus deren Hintergrunde sich die Silhouette eines schlanken Mannes abhob.

„Er ist da! Er ist heute zur Probe gekommen!" beeilte sich die Garderobière Fräulein Lissy Perrini mitzuteilen, die in ihrer Garderobe auf einer Chaiselongue liegend eine Zigarette rauchte.

„Na und?"

„Aber Fräulein Perrini. Hermann Rother ist doch ein berühmter Mann. Jeder Mensch kennt seine Romane. Und jetzt hat er für uns eine Komödie geschrieben . . ."

„Na und?"

„Ich meine, Sie müßten auf die Bühne kommen. Sie spielen doch die Hauptrolle und vielleicht will er Sie sprechen . . ."

„Dann wird er wissen, wo er mich zu finden hat. Gibt es sonst nichts Neues?"

Achselzuckend verließ die Garderobière das Zimmer, und Lissy Perrini zündete sich gleichmütig eine neue Zigarette an. Fünf Minuten später klopfte es an der Tür.

„Herein!"

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie so formlos überfalle. Dr. Hermann Rother."

„Na und?"

Der junge Mann hielt einen Augenblick zögernd die Türklinke in der Hand. In seinen scharfkantigen Zügen zuckte es, auf seinen Lippen schien ein scharfes Wort zu schweben, aber dann lächelte er fast knabenhaft, und zog einen Stuhl an das Ruhebett heran.

„Ich muß umlernen, Fräulein Perrini, ich weiß es, ich bin den Bühnenton noch nicht gewöhnt. Also ich bin der Autor der neuen Komödie und ich möchte . . ."

Lissy Perrini legte die Zigarette beiseite und überflog mit einem schnell prüfenden Blick den vor ihr sitzenden Mann.

„Wenn Sie als Autor kommen, Herr Doktor, so ist der Instanzenweg der Direktor oder der Regisseur, aber wenn . . ."

„Aber wenn . . ." klang es belustigt zurück.

„Aber wenn Sie als Dr. Rother kommen, nehmen Sie eine Zigarette und erzählen Sie etwas."

Sie reichte ihm ein winziges silbernes Feuerzeug und beobachtete ihn, wie er schweigend den Rauch in ebenmäßige Ringe formte.

„Nun?"

„Was soll ich Ihnen erzählen, Fräulein Perrini? Weshalb ich diese Komödie „Frau Venus" schrieb, oder woran ich jetzt arbeite? Das dürfte Sie wenig interessieren. Erzählen Sie mir lieber etwas von sich, oder fragen Sie mich, was Sie zu wissen wünschen."

„Meinetwegen. Also sagen Sie, Herr Doktor, wie haben Sie es angestellt, so jung und schon so berühmt zu sein?"

Dr. Rother lächelte.

„Mit beiden ist es nicht so weit her. Wenn Sie wüßten, wie alt ich mich zuweilen fühle . . ."

„Frauengeschichten, nicht wahr?"

„O nein, Fräulein Perrini, ich bin verlobt . . ."

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann sagte Hermann Rother, und seine Stimme klang wieder kühl und gelassen:

„Jetzt müssen Sie mir eine Frage beantworten, Fräulein Perrini. Was halten Sie von meiner Komödie? Glauben Sie an einen Erfolg?"

Die Schauspielerin blickte nachdenklich vor sich hin.

„Das ist schwer vorauszusagen, Herr Doktor. Ein Achtungserfolg ist Ihnen schon Ihres Namens wegen sicher. Auch meine Rolle ist dankbar, aber . . ."

Sie hielt zögernd inne.

„Bitte sprechen Sie weiter, Fräulein Perrini. Ich bin Ihnen sehr dankbar —"

Sie beugte sich dicht zu ihm herüber, daß ihr Atem ihn umflutete.

„Sie schildern ein Milieu, lieber Doktor, das Sie nicht kennen. Die mondäne Frau, die ich spielen soll, hat nie gelebt. Wir sind ganz anders . . . ich meine, die Frau, die ich darstellen soll, denkt und fühlt ganz anders — nicht so bürgerlich. Alles, was Sie in Ihrer Komödie geschrieben haben, ist gedichtet und nicht erlebt."

Dr. Rother wiegte nachdenklich den Kopf. „Sie haben vielleicht nicht unrecht. Ich komme aus einem anderen Milieu, ich bin zu schwerblütig."

„Dagegen gibt es nur ein Mittel, Doktor, Sekt . . ."

Wie jubelnd stieß sie es heraus, und beide Hände auf seine Schultern legend, fuhr sie fort:

„Soll ich Ihnen das Leben zeigen, wie es wirklich ist? Wollen Sie Lissy Perrini kennen lernen, nicht auf der Bühne, sondern wie sie ihre Rolle in der Nacht von Berlin spielt?"

Hermann Rothers Augen irrten über die schlanke Gestalt, die sich ihm zuneigte. Er beugte sich zu ihr hinüber, deren weiche Lippen ihm entgegenblühten. Dann gab er sich einen Ruck, löste die Hände von seinen Schultern und küßte die mit Ringen geschmückten Finger.

„Sehr verbunden, Fräulein Perrini. Wollen wir morgen Abend mit dem Unterricht beginnen?"

Lissy hatte sich wieder auf die Chaiselongue zurückgeworfen, und spöttisch seinen Ton kopierend, sagte sie:

„Es wird mir ein Vergnügen sein, Herr Dr. Rother, und meine besten Empfehlungen an Fräulein Braut."

Dr. Hermann Rother war nicht mit sich zufrieden, als er das Theater verließ. Er wußte selbst nicht warum. Und auch seiner Braut fiel es auf, daß er an diesem Abend sehr zerstreut war.

„Warst du heute zur Probe, Hermann?", fragte sie, als er schweigend ihr gegenüber saß.

„Ja, es klappt noch nicht. Ich glaube auch, daß ich mich im Stoff vergriffen habe. Das Milieu liegt mir nicht."

„Unsinn, Hermann, die Komödie ist gut. Ich lese sie immer und immer wieder." Und lachend fügte sie hinzu: „Ich könnte fast jede Rolle selbst spielen . . . Wie gefällt dir übrigens Lissy Perrini? Sie soll eine hervorragende Künstlerin sein."

„Ich kann doch nicht urteilen", erwiderte Dr. Rother ausweichend, „sie nahm noch nicht an der Probe teil".

„Ist sie jung, ist sie schön?", fragte das junge Mädchen neugierig.

„Laß doch diese überflüssigen Fragen, Ellen", unterbrach er sie nervös. „Die Dame spielt in meiner Komödie die Hauptrolle und weiter interessiert sie mich nicht."

Ellen schwieg, und als er sich bald darauf verabschiedete und ihr sagte, daß er morgen Abend im Theater zu tun hätte und deshalb nicht zu ihr kommen könne, nickte sie stumm mit dem Kopf . . .

Es erregte in der Künstlerklause nicht geringes Aufsehen, als Lissy Perrini eines Abends zu später Stunde mit Dr. Rother erschien und an einem reservierten Tisch Platz nahm. Bedeutsame Blicke flogen hinüber, herüber, ein nicht mißzuverstehendes Lächeln schürzte die Lippen der Stammgäste. Aber das Paar schien von dem Aufsehen, das es erregte, nichts zu bemerken. Unbefangen unterhielten sie sich, während Dr. Rother mit Interesse die ihm fremde Umgebung musterte. Das freie, ungebundene Künstlertreiben schien auf ihn, den sonst so ernsten und zielbewußten Mann, einen ganz besonderen Reiz auszuüben. Bald war er, immer an der Seite Lissy Perrinis, ständiger und wohlbekannter Gast in all den nächtlichen Vergnügungsstätten, in denen man sich nicht langweilt, und immer seltener wurden seine Besuche bei Ellen, die arglos, harmlos, ihn bedauerte, wenn er blaß und übernächtigt auf abgezählte Minuten bei ihr erschien.

„Ich werde glücklich sein, Hermann, wenn erst die Premiere mit all ihren Aufregungen vorüber ist."

„Weshalb?" erwiderte er unwirsch. „Du persönlich hast doch nicht darunter zu leiden."

„Mehr als du denkst. Ich muß auf deine Gesellschaft verzichten, mich mit den paar Minuten zufrieden geben, die du mir schenkst."

„Immer dieser weibliche Egoismus", fuhr er auf, „oder bist du vielleicht so geschmacklos, eifersüchtig zu sein?"

„Eifersüchtig?" wiederholte sie lachend. „Auf wen? Vielleicht auf Lissy Perrini? Nein, Hermann, so geschmacklos bin ich wirklich nicht."

Er schwieg, und seine Finger trommelten nervös auf die Tischplatte.

„Du kannst über die Damen vom Theater nicht sprechen, Ellen, denn du kennst sie nicht. Lissy Perrini ist eine ernst strebende Künstlerin . . ."

„Die ihre Studien in der Künstlerklause macht, nicht wahr?" Hermann Rother fuhr hoch: „Was willst du damit sagen, Ellen?"

„Daß mein Horizont doch nicht so beschränkt ist, Hermann, wie du anzunehmen scheinst. Warum soll gerade mir ein Geheimnis bleiben, was alle Welt weiß: daß Herr Dr. Hermann Rother und Fräulein Lissy Perrini unzertrennlich sind . . ."

Er hatte sich erhoben: „Und welche Folgerungen ziehst du daraus?"

Lissy Perrini hatte ihre Macht überschätzt, Dr. Rother erschien nicht zur Generalprobe seines Stückes, und die Theaterkreise waren nicht wenig überrascht, als sie in der Morgenzeitung lasen, daß die Uraufführung der „Frau Venus" wegen plötzlicher Erkrankung des Fräulein Perrini in Frage gestellt wäre . . .

Dr. Rother wurde mit Fragen bestürmt, aber auch er konnte nur bestätigen, daß die Aufführung voraussichtlich ohne Fräulein Perrini stattfinden würde, und daß eine Debutantin, deren Namen auch ihm geheim gehalten würde, die Rolle übernommen hätte.

So füllte ein neugieriges und erregtes Publikum das Theater bis auf den letzten Platz, und erwartungsvolle Spannung herrschte, als der Vorhang sich langsam hob. Hermann Rother, der von dem Direktor gebeten worden war, nicht vor Schluß des ersten Aktes hinter der Bühne zu erscheinen, hatte sich in den Hintergrund der Loge zurückgezogen. Er hatte bis zum letzten Augenblick gehofft, daß Lissy Perrini ihre Drohung nicht wahr machen würde, und sah nun der Entwicklung der Dinge mit fatalistischem Gleichmut entgegen. Plötzlich fuhr er auf . . . Diese Stimme . . . diese Figur, nein, es konnte nicht sein.

Er glaubte zu träumen, führte das Glas an die Augen. Nein, ein Irrtum war nicht möglich. Ellen, seine Braut, die sonst so kühle und zurückhaltende Ellen wirbelte in souveränem Übermut über die Bühne, als ob sie nie etwas anderes, als Verkörperin leichtsinniger mondäner Frauengestalten gewesen wäre.

Tosender, nicht endenwollender Beifall erscholl, als der Vorhang sich senkte. Der Erfolg des Abends war entschieden.

Hermann Rother hielt Ellen in seinen Armen und küßte sie in überquellender Leidenschaft. Lächelnd drohte sie ihm mit dem Finger:

„Einmal, Hermann, bin ich für Lissy Perrini eingesprungen, das nächste mal . . ."

„Wie kann ich wieder gutmachen," fragte er, „was ich an dir gefehlt habe?"

Sie neigte sich zu ihm hinüber und küßte ihn: „Dadurch, daß du heute mich in die Künstlerklause einladest."

Auch sie stand ihm jetzt gegenüber. Auge in Auge. „Folgerungen? Ich bin vielleicht in deinen Augen noch sehr rückständig und sehr wenig mondän, aber ich halte Hermann Rother für einen Ehrenmann."

Und ehe er ihr antworten konnte, war sie ohne Gruß ins Nebenzimmer verschwunden.

An diesem Abend war Hermann Rother schweigsamer als sonst, als er Lissy Perrini traf. Sie wußte, daß er beabsichtigt hatte, seine Braut zu besuchen, und sie fragte ihn teilnahmsvoll: „Du hast natürlich wieder Ärger gehabt, Doktor, nicht wahr?"

„Weshalb sagst du wieder?" fragte er unwirsch.

Sie zuckte die Achseln.

„Weil du jedesmal schlechter Laune bist, wenn du deine Braut gesehen hast."

„Ist das ein Wunder? Ich mache mir die größten Vorwürfe . . . ."

„Weil du ein Feigling bist, mein Lieber. Warum machst du nicht Schluß mit ihr und . . ."

„Und?"

„Und heiratest mich. Das ist doch nichts Seltenes, daß der Dichter die Darstellerin seiner Werke heiratet."

„Dich soll ich heiraten? Dich? Aber Lissy . . ."

„Mich, natürlich mich . . . wen denn sonst, und damit du siehst, wie ernst es mir ist, erkläre ich dir, daß ich morgen bei der Generalprobe meine Rolle zurückgebe, wenn du nicht bis dahin deine Verlobung gelöst hast."

„Lissy, du wirst nicht im Ernst verlangen . . ."

„Wir haben uns vorläufig nichts mehr zu sagen, Herr Dr. Rother. Auf Wiedersehen morgen bei der Generalprobe . . .



Bunte Chronik



* **Seltsame Tierliebhaber.** Cornelius Agrippa liebte über alles seinen Hund, Franz Petrarcha seine Katze. Sie hatte sogar die Ehre, in Kupfer gestochen zu werden. Der Italiener Peranda hatte eine Meerkatze. Sie machte ihm einmal das Vergnügen, eine ihrer Pfoten in das Tintenfaß zu tauchen und ein kostbares Manuskript zu beklecksen, das er für teures Geld gekauft hatte. Er brachte es trotzdem nicht über sich, der Katze dafür auch nur einen Schlag zu versetzen. Justus Lipsius hatte seine Lust an Hunden. In seinem „Epistolis" schrieb er ein Lobgedicht auf seine drei Hunde, ließ jeden von ihnen auf eine eigene Tafel malen, mit einer Inschrift versehen und verfaßte ein Gedicht, das die Vorzüge der geliebten Tiere pries. Ein junger Bär war lange Zeit Byrons Gesellschafter, so wie später eine ungeheure Dogge, der er, als sie starb, im Garten seines Schlosses ein prächtiges Marmordenkmal errichten ließ.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg